

Der Husar und das Pferd.

Skizze von Friedrich Sailler.

Kaum begonnen, schien der Krieg für den Husaren Westerland schon wieder beendet zu sein. Bereits im August 1914 wurde er, nachdem ihm die Franzosen weit hinter ihren Linien das Pferd mitten aus dem Galopp heraus erschossen hatten, gefangen genommen.

Ihm selbst hat der Sturz nichts geschadet. Oder doch? Genau so viel, wie fünf Jahre Kriegsgefangenschaft nicht-ausgütig sind. Genau so viel, wie ein Leben, das man täglich hundertmal verflucht, wert ist, und genau so viel, wie man in fast fünfzigtausend Stunden, deren jede Minute ein neues Stückchen Verdüsterung zu dem Berg der alten, aufgestauten Binstut trägt, an seiner Seele Schaden leiden kann.

Als der September 1919 kam, trat der Husar zum dritten Male den Weg aller Gefangenen suchend vom ständischen Wiederanbaugelände aus an und schlüpfte. Zweimal war es ihm mißglückt, und in zweimal sechzig Tagen bei Wasser und Brot hatte er gekübelnd, warum. Endlich glaubte er es gefunden zu haben. Er war Husar. Natürlich lag es nur daran, daß er seine Fluchtversuche zu Fuß gemacht hatte. Das konnten seine Säbelbeine nicht schaffen. Ein Husar gehört aufs Pferd.

Aber diesmal! Seit vierzehn Tagen graste draußen vor dem Stadelbraut das Pferd des Lagerkommandanten, eines französischen Leutnants. Ein schmalflegler Wallach, eine Kriegsbeute, wie ihm ein Posten berichtet. Wenn das Tier schlenderndes Schrittes sein Futter suchte, da sah man noch, wie seine Sehnen spielten. „Oha“, dachte der Husar, „damit ließe sich etwas anfangen, wenn ihn ein guter Reiter zwischen die Schenkel bekommt. Auf diese Sehnen ist Verlaß. Wie Stahl sind sie.“

Junächst freute er sich, ohne sonst etwas zu denken, an dem Anblick des Pferdes allein. Erst allmählich kam ihm der Gedanke an die Flucht. Wie mühte das schon sein, wieder auf einem wiegenden Pferderücken zu sitzen! Keine Stunde des Tages verließ ihn dieser Gedanke nicht, nichts träumte er davon. Er wachte nun schon von dem Posten, wie das Pferd hief. Er rief es manchmal. Er war glücklich, wenn es den klugen Kopf hob. Und einmal, als er zum Holzholen vor das Lager geschickt worden war, näherte er sich dem Tiere. Er sagte leise seinen Namen. Es würgte ihn vor Rührung in der Stille, als es ihn jutraulich an sich heranließ, und er glaubte nie in seinem Leben beglückter gewesen zu sein als jetzt, da seine zitternde Hand dem Tier ganz über die Nüstern streichen und ihm den glänzenden Hals klopfen durfte.

In der Nacht darauf sah er den Entschluß, zum dritten Male zu fliehen. Er ließ den Gedanken an die jahrelange, schwere Strafe der Zwangsarbeit, die ihm bei Mißlingen drohte, gar nicht auskommen. Schon einen Tag später wachte er, wo der Bauer, bei dem er arbeitete, einen Sattel und die Zügel liegen hatte. Er schaffte alles in einen früheren, halbverfallenen Unterstand im brachen Feld.

Die Nacht darauf wagte er es. Er kam glücklich über den Drahtzaun, er holte Sattel und Zaumzeug und rief das Pferd. Es ließ sich willig zäumen und folgte ihm ohne Zögern, als er es durch die Nacht eine Viertelstunde weit wegführte. Er selber zitterte dabei vor Verlangen, aufzusitzen, daß ihm die Knie zu beragen drohten. Aber er beherrschte sich, um so nahe am Lager — nicht alles aufs Spiel zu setzen.

Endlich war es so weit. Er setzte den Fuß in den Bügel, jögerte im entscheidenden Augenblick nun doch wieder, als könne er an soviel Glück nicht glauben, und schwang sich endlich hinauf. Das Tier trabte von selber an. Da sah er nun. Bald ließ er sich vergessen im Takte der Hufe wiegen, bald küßte er liebevoll, berauschte Worte zu dem Tier, strich — jedesmal mit neuem Erschauern — über das weiche Fell, und fast hätte er eine trotzig-reiterweise in die Nacht hinausgeschungen.

Die Nacht verging, und der Tag kam. Tief in einem Walde

verdrachten ihn der Husar und sein Tier. Er war wunschlos kein Schlaf kam in seine Augen. Immer wieder sah er auf das friedlich grasende oder ruhende Pferd. Als es Nacht war, brach er auf. Das Reiten nach langer Entzweiung wurde ihm schwer. Er achtete kaum darauf. Manchmal blickte er um Nahrung nach den Sternen und hielt die Zügel ostwärts.

Plötzlich wurde er angerufen. Wie ein Säbelhieb durchpudte es ihn. Er rief den Gaul herum. Schiffe krachten hinter ihm. Im Galopp sprengte er die Straße zurück. Er hörte die Hufe auf dem harten Boden klappern, und es tat ihm weh. Berühende Schreie gellten zu ihm herüber. Da — kurz vor ihm ein neuer Anruf. Eingelasselt. Rechts die hohe, lange Mauer eines Gutshofes, links das sumpsige Vorgelände der Somme. Also geradeaus, durch! Weit vorgelegt gab er mit heiserem Zuruf dem Gaul die Zügel frei. Ein Wagen stand quer zur Straße. Hier die Deichsel, hinüber! Wieder Schiffe. Er sah nicht rechts und nicht links. Erst als er das Dorf ein gutes Stück hinter sich hatte, bog er nach Norden aus. Drei Stunden ritt er noch, die Spuren auf steinigem Strahen verwehnd, quer über die Felder, dann verbarg er sich in einer einsamen, verfallenen Scheune. Er wagte nicht, das Pferd am Tage ins Freie zu führen, um es grasen zu lassen. Aber er troch selber hinaus und rauschte dafür mit seinen Händen Futter ab. Dies brachte er ihm, und es fraß, während er ihm unzählige Koseworte zuflüsterte.

Es schien ihm nicht genug, was er dem Pferde hatte zutragen können. Da gab er ihm den Rest seines sorglichen Proviantes, das mühsam ersparte Brot. Er selber aß nichts.

Die dritte Nacht kam. Kaum, daß er ein paar Schritte geritten war, merkte er mit heissem Erschrecken, daß der Gaul lahmt. Der Husar stieg wieder ab und untersuchte das Tier. Die Fessel des linken Hinterfußes war geschwollen. Da führte er ihn behutsam zur Scheune zurück, rief sein Pferd vom Weibe, ließ und troch Stunde um Stunde zu einer nahe Quelle, um dem Pferde nasse Umschläge zu machen. Die ganze Nacht — einen Tag — und wieder eine Nacht. Es wurde nicht besser. Zudem quälte ihn jetzt der Hunger, daß er schon für sich selber Wurzeln aushieb und sie zerkaut. Der folgende Tag fand ihn bereits im Fieber. Uebelkeit und Erbrechen weherten ihm die Aufnahme der rohen Pflanzen. Er legte sich zu seinem Tiere und schlang die Arme um seinen Hals. Seine Reden wurden wirr. Seine Mutter rief er und den Namen seiner Braut. Reiterlieder sang er, und wilde Schreie stieß er aus, als ob er mitten in die Schlacht sprengte. Am Abend wurde das Pferd unruhig. Da kam er wieder zu sich, bond es los, schlang sich die Zügel um den Arm und schritt mit ihm in die Nacht hinaus. Er taumelte, und auch das Tier kam in seiner Qual nur ruckweise vorwärts. Drei Stunden schleppten sie sich dahin. Da erreichten sie ein Dorf.

Man nahm ihn fest. Er ließ es willenlos mit sich geschehen. Man schlug auf ihn ein. Er zuckte mit keiner Wimper. Man untersuchte das Pferd und schüttelte den Kopf. Da flackerte heiße Angst in seinen Augen auf. Er rief sich los und drängte mit wütenden Stößen durch den Kreis der Menschen, die um den Gaul herumstanden. Aber er er noch hinkam, trachte ein Schuß.

Nur einen Schrei stieß er aus, schleuderte ein paar gaffende Kerle zur Seite, entriß dem Sergeanten, der geschossen hatte, die Pistole und — ehe jemand zurpringen konnte — richtete er die Waffe gegen sich und drückte ab.

Er fiel gerade über seinen vierbeinigen Kameraden, sein Arm umschlang dessen Hals, er streichelte noch einmal über das seidendeckte Fell, und dann streckte sich sein Körper mit leisem Zittern. Keiner von allen, die herumstanden, bewegte sich. Sie sahen auf den toten Husaren, und wie sie in sein lächelndes, seliges Gesicht blickten, verstanden sie mit einem Male.

Der Mutter Auge.

Erzählung von Edmund Castelli.

„Mein Auge sieht Euch, auch wenn ich nicht mehr bin.“ Das waren Frau Anitas letzte Worte.

Wie im Wahnsinn verließ Bert Stolz das Sterbezimmer seiner armen Frau. Ihm folgte der Hausarzt Doktor Waldram, der wohl wußte, daß in solchen Augenblicke jedes Wort des Trostes vergeblich ist. Und nun gar bei Bert Stolz! Dem begnadeten Künstler, dessen „Ariane“ allabendlich im Hörsaal begeistert.

Ein Vermögen hatte ihm diese Oper eingebracht. Und nicht nur das. Libretto und Musik trugen das Zeug in sich, das Werk jahrelang auf den Spielplänen zu halten. Bert Stolz war ein gemachter Mann, dem von nun ab nur menschlichem Ermessen der große Erfolg jede wirtschaftliche Sorge fern hielt. Das Glück war ihm nicht in den Schenkel gefallen. Ein hartes Jahrzehnt, wenn nicht länger, hatte er um die Siegespalme gerungen.

Und jetzt? Jetzt gehörte er zu den Unglücklichsten unter der Sonne. Frau Anitas zartes Leben hatte stets an einem seidenen Faden gehangen. Dem Unfall, der gestern abend eingesetzt, war das geschwächte Organ nicht mehr gewachsen geblieben.

„Ich habe gehört, was Mutti gesagt hat, Herr Doktor!“ Zwei blaue Kinderaugen, darin die hellen Tränen schimmerten, richteten sich auf das bartlose Gesicht des Arztes.

Der elfjährige Franz, der etwas von dem Talente seines großen Vaters mitbekommen haben mußte, denn er meisterte seine Violine bereits wie ein Alter, hielt seine beiden Schwesternchen, die sechsjährige Ursel und die vierjährige Dore, an der Hand.

„Vergiß diese Worte nie in Deinem Leben, mein Sohn“, mahnte der Arzt. „Denke stets daran, daß der Mutter Auge Dich sieht!“

Eine Woche später, nachdem man Frau Anita auf dem Zentralfriedhof gebettet hatte, verließ der berühmte Komponist der „Ariane“ Wien. Die Kinder wurden vorläufig bei seiner verheirateten Schwester in Ruffdorf untergebracht. Er hoffte auf Reisen nicht vergehen, aber überwinden zu können.

Der Sommer stand auf seinem Höhepunkt. Bert Stolz durchzog die grüne Steiermark und das weisenschleudende Unter den schwellenden Trauben des Trento sah ihn der Herr über die Promenade wandeln. Die Sonne des Oktobers ging für ihn, der seinen Schmerz auf den Lido getragen hatte, hinter den Klippen von San Marco unter. Als der Novemberwind der Adria auch die Unentwegten von der Spiaggia vertrieb, küßte sich Bert Stolz freilich in seinen Pelz und fuhr an die Riviera. Er kam sich vor wie Ahasver.

Überallhin verfolgte ihn Anitas Auge. Denn nicht nur Franzchen hatte die Worte der Sterbenden verstanden. Es klangen unaufhörlich, wie das Leitmotiv eines neuen Werkes, in ihm nach.

Da durchflog er eines Morgens während des Frühstücks die Zeitung. Darin wurde in der Nähe Beauvais ein altes, inmitten eines großen Parkes gelegenes Schloß zum Verkauf oder auch zur Miete ausgeschrieben.

Wie eine Erleuchtung durchjuckte es den Komponisten. Das war der Platz, wo er sein neues Werk beginnen und vollenden würde. „Der Mutter Augen“ ... die große Oper, die den tiefen Schmerz um die Heimgegangene in ihren Melodien und Akkorden trug.

Schon am folgenden Tage telegraphierte Bert Stolz an seine Schwester in Ruffdorf, daß sie mit den Kindern nach Beauvais kommen solle, weil er dort den Winter zu verbringen gedente und sich zu neuem Schaffen eine Villa gemietet habe.

Und so traf die kleine Schar in Begleitung der Tante eines schönen Tages bei dem einsamen Vater ein. In einer neuen Welt, die der kleine Franz samt den Schwesternchen zunächst gar nicht zu begreifen vermochte. In einem bewaldeten Garten, wo die Blumen mitten im Winter blühten und taucherten, in dem das fette Grün der Dattelpalme die holde Täuschung eines unverwüßlichen Sommers bot. Das war etwas für den kleinen Burschen. Während der Vater im Musikzimmer nach neuen Melodien rang, tummelte sich der Knabe zusammen mit Ursel und Dore nach Herzenslust in dem Paradiese, das in seiner kindlichen Phantasie nicht anderes als einer Fee Zauberergarten war.

Auch heute wieder. Franzchen machte den Pfadfinder, und die Schwesternchen folgten ihm auf dem Fuße durch Palmendickicht und Agavegestrüpp. Auf einmal rief er: „Jetzt habe ich sie gefunden!“

„Aber was denn?“
„Die Wohnung der Fee.“
Seine Hand griff nach einem eisernen Ringe, den er auf dem moosbedeckten Grunde entdeckt hatte. „Hier ist der Eingang.“

Franzchen hob an dem Ringe. Er zog aus Leibestraften und die Bohle gab nach. Mit Hilfe der Schwesternchen und im Schweiße seines Angesichtes gelang es ihm wirklich, das Tor zum Feenreich zu öffnen.

Steintufen führten hinab, tief in die Erde, in raderwarme Nacht. Der kleine Feid sahle allen seinen Mut zusammen. Die Begierde, das Reich der Fee zu betreten, war gar zu groß. Der aus ihr geborene Wille überwand sogar die Angst und den Widerstand der beiden kleinen Mädchen. Ursel und Dore an der Hand stieg er hinunter, vorsichtig Stufe um Stufe, und zählte dabei: „Eins, zwei, drei, vier.“ Das Reich der Fee lag tief, arg tief. Gerade hatte Franzchen die Zahl elf auf den Lippen, da rief der Kleine: „Aber seht doch, seht Ihr denn nicht? Mutti, Mutti! Sie streckt beide Hände aus ... seht Ihr denn nicht? Wir dürfen nicht weiter.“

Und nun stotterten auch die beiden kleinen Mädchen: „Mutti! Mutti!“

Bert Stolz saß im Musikzimmer. Aber die Eingebung stellte sich nicht ein. Statt dessen stürzten plötzlich die Kinder herein. Außer Rand und Band: „Papa, Papa, wir haben Mutti gesehen!“

„Aber Kinder!“
„Ganz gewiß!“
„Wo denn das?“

„Am Eingang zum Feenreich. Wir durften nicht weiter!“ Willenlos folgte Bert Stolz seiner kleinen Schar in den Garten. Nun stand er am Rande des Brunnenschachtes, vor dem die Steintufen in die Tiefe führten.

Sein Franzchen an der Hand stieg er bedachtsam hinab. Stufe für Stufe.

Auf der zehnten Stufe angelangt schrie Franzchen: „Hier ist es gewesen, Vater!“

Bert Stolz fuhr schauernd zurück. Er hatte aus dem Garten einen Stein mitgenommen. Den warf er jetzt in die Tiefe, und es dauerte lange, lange, bis er kläffend in's Wasser fiel.

Noch einen Schritt ... die elfte Stufe, sie war die letzte. „Der Mutter Auge“, kammelte er.

Er wiederholte diese Worte, als er mit den wie durch ein Wunder geretteten Kindern wieder dem alten Schloß zuschritt. Nun hatte er das Leitmotiv seines neuen Werkes gefunden.

Exkönig unter dem Pantoffel.

Ein Besuch im Lehmziegelpalast von Lech. — Buttertes und Gerstenkoll. — Die Königin vor der Kamera.

Von Harris Bradett.

In Kaschmir, dem britisch-indischen Vajallenstaat, das den Namen für die meistens anderswo hergestellten Schals hergeben muß, haben sich kürzlich wieder einmal Hindus und Mohammedaner in den Haaren gelegen. Die Lage sah eine Zeitlang recht bedenklich aus, und der Maharadscha Sir Hari Singh sah sich gezwungen, englische Hilfe zu erbitten.

Diesen Besorgnis erregenden Kämpfen sah ein Teil der Untertanen Sir Hari Singhs ohne jedes Interesse zu. Das waren die Einwohner des ehemaligen Königreichs Ladak, denen es in echt buddhistischem Gleichmut einerlei ist, ob ihre Landsleute jenseits der Berge sich gegenseitig die Köpfe einschlagen oder nicht. So lange sie in Ruhe gelassen werden, kümmern sich die Ladaki nicht um das, was draußen vor sich geht.

Vor neunzig Jahren wurden die guten Leute einmal aus ihrer Ruhe aufgestört. Das war, als ein Heerführer des Maharadschas von Kaschmir den Hindus heranzog und das Land eroberte. Aber auch diese Sache ging ohne Blutvergießen vor sich, und der einzige Benachteiligte war der König von Ladak, der seines Thrones enthoben wurde. Doch fand er sich bald mit der neuen Lage ab, denn Kaschmir gestattete ihm, in seinem Lehmziegelpalast bei Lech, der Hauptstadt, weiter zu wohnen.

Der Urenkel dieses Abgestiegenen lebt heute zufrieden als „Exkönig“ im Schloß seiner Väter, hoch über dem Indusdal. Wenige Europäer besuchen ihn dort, denn in Lech wohnen ständig nur ein paar Herrnhüter Missionare. Im Sommer halten sich einige englische Beamte dort auf, um den Durchgangshandel nach Tibet zu überwachen, der die Einwohnerzahl der Hauptstadt von 2000 regelmäßig auf 20 000 anwachsen läßt.

Vielleicht liegt aber dem „Exkönig“ auch gar nichts an Besuchen, denn diese haben bisher stets den Eindruck mitgenommen, daß die gute Majestät unter dem Pantoffel steht, und das weiß sie selber selbst. Auf jeden Fall muß der Fremde gewärtig sein, daß der Monarch sie mit offensichtlich Gleichgültigkeit in seinem Staatsraum empfängt, der im dritten Stock des hohen Lehmziegelpalastes liegt. Eine Art Hühnerleiter führt dort oben hinauf, und die Inneneinrichtung des „Prinzimmers“ ist dementsprechend einfach. Aber der König stellt keine großen Ansprüche an das Leben, was ihm übrigens bei seinen 360 Rupien jährlicher Staatsrente und den 2000 Rupien, die ihm seine Schaffherden in den Tälern oberhalb Lechs einbringen, auch nichts nützen würde.

Offensichtlich langweilt sich die Majestät durch das Leben hindurch. Das ist kein Wunder, denn die Königin hat die ganze „Regierung“ in der Hand und sorgt auch für die Unterhaltung der seltenen Gäste. Eine mongolische Aristokratin vom blauesten Blut, weiß Ihre Majestät in ihrer tibetanischen Muttersprache angenehm von den großen Dingen zu plaudern, die sich in ihrem recht beschränkten Wirkungskreise zugetragen haben, d. h. ob ihre Schafe fleißig Lämmer geworfen und Wolle ge-

spondet haben, ob der Durchgangshandel in diesem Jahr wieder so stark sein wird wie im vorigen.

Wenn auch die Königin nie in ihrem Leben aus Ladak herausgekommen ist, so weiß sie doch, was sie ihren europäischen Gästen schuldet, nämlich eine Tasse Tee. Der ist freilich nicht nach jedermanns Geschmack, da eine Suppe aus Teesabud, Salz und Butter — ranzige wird bevorzugt — dem westlichen Gaumen etwas ungewohnt erscheinen dürfte. Aber der Tei verlangt es, daß der Gast dieses Gebräu mit allen Anzeichen größten Behagens schluckt. Dann wird geröstetes Gerstenmehl gereicht, das mit den Fingern in der Teeschale mit dem Rest des Getränkes zu einem Teig zu vermengen ist. Diese Prozedur gelingt wohl auf den ersten Anblick hin den wenigsten Gästen. Dann setzt aber sicher die Königin ihrer Liebeshuldigkeit die Krone auf, lang mit ihren eigenen Fingern in die Schale des Fremden und bereitet ihm einen Koll, der ihrer Ansicht nach herrlich schmecken muß. Gerüchteleise verlanet, die hohe Dame habe es sich in letzter Zeit angewöhnt, sich sogar vor dieser Handlung die Finger zu waschen. Mehr Höflichkeit und Rücksicht auf einen Gast kann man nicht erwarten.

Gerstenkoll, hartgekochte Eier und getrocknetes Hammelfleisch sind die nächsten Gänge eines solchen königlichen Mahles. Zum Schluß wird die Teeschale mit den darin zurückgebliebenen Resten des Gerstenmehls durch einen Schlud einer feißig aussehenden Flüssigkeit ausgespült.

Der König spricht sicher während des ganzen Mahles nur ein paar Worte. Dafür ist Ihre Majestät um so unterhaltender. Vielleicht läßt sie ihre Tochter, die sich in ihrer Knabenkleidung recht wohl fühlt, die Hausjuwelen von Ladak zeigen. Die bestehen zum größten Teil aus billigen Korallenschmüren, aus Türkissteinen, silbernen und goldenen Amuletten und Rosenkränzen. Des Königs butterbeschierte Haarsträhnen — die Feitur wird nur alle Vierteljahre erneuert — geraten nur dann in Bewegung, wenn der Fremde eine Kamera hat und sie nun zückt. Seine Majestät läßt sich zwar grundsätzlich nicht knipfen — wahrscheinlich, weil er sich selbst nicht für eine Schönheit hält —, doch es macht ihm geradezu kindlichen Spaß, den „Thronfolger“, bezw. Erben der 360-Rupien-Rente aufzunehmen. Die Königin stellt sich gern vor das Objektiv, da sie weiß, daß sie eine schöne Frau ist, und da ihr Kopfschmuck mit den wie Elefantenthornen absteigenden Seitenteilen als das schönste in ganz Ladak gilt.

Nach zwei Stunden vielleicht und nach einem Rundgang durch das sehr geräumige, merkwürdig saubere, doch nach europäischen Begriffen recht mager ausgestattete Schloß ist die Audienz beendet. Jemand eine Kleinigkeit, eine kupferne Teeschale oder ein Amulett, aus der Hand der Königin, gibt dem Fremden die Versicherung, daß er nicht allzu sehr gegen tibetanische Sitten verstoßen hat und das Wohlwollen der Majestät besitzt.